

Die Quintessenz: Wofür es sich lohnt zu leben

Rolf Kaufmann, Zürich

Einleitung

Ich stehe in meinem achtzigsten Lebensjahr. Gesundheitlich geht es mir noch gut, und ich beteilige mich mit Freude an einigen zukunftssträchtigen Projekten. Unter anderem bin ich seit fast zwanzig Jahren Freitodbegleiter bei Exit, und ich engagiere mich beim Aufbau der ÖGHL, der Österreichischen Gesellschaft für ein humanes Lebensende, die dem Menschenrecht auf Selbstbestimmung am Lebensende auch in Österreich zum Durchbruch zu verhelfen versucht. Zudem habe ich gerade einen Kommentar zu Drewermanns neuem Jesusbuch verfasst und meine Abschiedsvorlesung am ISAPZürich über Jesus von Nazareth gehalten. An Pfingsten werden meine Frau und ich den letzten Meditationskurs geben. Thema: „Die absolute Freiheit.“ Lauter Dinge, die Freude bereiten.

Es gibt vieles aufzuzählen, was mein Leben lebenswert machte. In diesem Beitrag geht es aber um mehr als nur ums Aufzählen. Es geht um die *Quintessenz*. Die Sache soll auf den Punkt gebracht werden. Den Punkt habe ich *in petto*. Aber ich verrate ihn noch nicht, weil er erst am Schluss verständlich wird. Ich muss zuvor einiges erzählen, tue es aber im Blick auf die Quintessenz.

Das Wesentliche in meinem Leben war meine seelische Entwicklung. Unsere Psyche ist ein komplexes kognitives System, das sich im Laufe der Evolution aus weniger komplexen kognitiven Systemen entwickelt hat. Sie umfasst einen bewussten und einen unbewussten Bereich. Das Zentrum des Bewusstseins ist für die Tiefenpsychologie das Ich; das Zentrum des Unbewussten nennt C. G. Jung, in Abweichung von Freud, das Selbst. Meine innere Entwicklung verlief in einem langen Weg. Es war ein Schlangenweg.

Ich starte mit einem Schlaglicht auf die Pubertät.

Mit Sechzehn

Als ich sechzehn war, mussten wir im Deutschunterricht einen grossen Hausaufsatz schreiben. An das Thema kann ich mich nicht mehr erinnern, weiss aber noch, wie mich bei der Arbeit eine tief beglückende Schaffensfreude überfiel. Ich war berauscht vom Rhythmus und Wohlklang der Sätze, aber auch davon, wie das Ganze zunehmend klarer wurde. Ich erlebte, dass ich beim Schreiben in meinem Element war und fragte mich, ob Schreiben mein Beruf werden könnte. Zunächst dachte ich daran, Dichter, Schriftsteller oder Philosoph zu werden. Doch das war ein brotloser Beruf. Was dann? Ich hatte noch Zeit; bis zur Maturitätsprüfung ging es noch drei Jahre.

Berufswahl

Aber die Zeit verging, und plötzlich stand ich vor der Berufswahl. Diese wollte gut überlegt sein; Berufswechsel waren damals noch voller Schwierigkeiten.

Am attraktivsten schien mir der Beruf des Turnlehrers; Turnen war mein Lieblingsfach, und Lehrer wollte ich schon immer werden. Doch ich wurde nicht Turnlehrer. Ich dachte, mit zunehmendem Alter könnte mir das Turnen erleiden, und zudem befriedigte der Beruf meine philosophische Ader nicht. Mit Goethes *Faust* wollte ich unbedingt wissen, „was die Welt im Innersten zusammenhält“. Schliesslich besuchte ich das kantonale Literargymnasium, eine Eliteschule humanitärer Bildung!

Interessiert hätte mich auch das Chemiestudium. Damals wurde die DNA entdeckt, und ich wollte ja dem Leben auf die Spur kommen. Doch die Vorstellung, zeitlebens nur von Chemie umgeben zu sein, war mir zu einseitig. Mir fehlte der Mensch.

Am liebsten hätte ich mehrere Fächer studiert: Sport, Bio-Chemie und Philosophie. Heute gibt es in Zürich ein Gymnasium für Kunst und Sport. Das wäre die Traumschule gewesen. Ich spielte Geige, sang bei den Zürcher Sängerknaben, zeichnete und malte gerne, liebte die Sprachen und die Naturwissenschaften - und war vor allem sportverrückt: Noch mit Dreissig wurde ich Glarner Mehrkampf-Meister. Jeder Tag an einer solchen Schule wäre für mich ein Sonntag gewesen. Doch es gab sie leider nicht.

Die Schule durfte kein Vergnügen sein. Der Lehrerkonvent rügte mich einmal. Er fand, ich betrachte die Schule als ein *Amusement*. Das sei meiner geistigen Entwicklung abträglich. Ich müsse lernen, hart zu arbeiten. Doch damals war der Radrennfahrer Hugo Koblet mein Vorbild. Er gewann die Rennen spielend; ihm war nie eine Anstrengung anzusehen. Die gutgemeinte Rüge meiner Pädagogen fruchtete nicht viel. Dennoch habe ich diese Jahre in bester Erinnerung. Ich war voll im Saft.

Schliesslich ergriff ich das Studium der Theologie. Ich hatte in Jugend-Lagern Pfarrer kennen gelernt, die mir diesen Beruf schmackhaft machten. Der Kontakt mit allen Altersstufen und sozialen Schichten entsprach meinem Interesse am Menschen, und das Studium versprach meine faustisch-philosophische Ader zufrieden zu stellen. Dazu kam die Aussicht, als Pfarrer jede Woche einen Tag für die Ausarbeitung der Sonntagspredigt frei zu haben.

Ein Traum bestätigte die Wahl: Ein überhelles Licht durchleuchtete mich. Ich wurde wortlos gefragt, ob ich ihm dienen wolle. Angesichts der Übermacht des Lichts konnte ich nicht anders, als ja zu sagen. Es war ein numinoser Traum, der mich zutiefst aufwühlte und viele Jahre lang nachwirkte. Für mich war es eine Gotteserfahrung. Heute weiss ich, dass mich nicht der Schöpfer des Alls heimsuchte; es war der Licht-Archetyp der Psyche, die innere Sonne, mein Erkenntnisdrang, der sich mir offenbarte. Ich sagte: „Ja.“

Theorie und Praxis

Das Studium an der liberalen theologischen Fakultät der Universität brachte Klarheit:

- Zum einen erhielt ich eine solide Einführung in die *historisch-kritische Forschung*. Ich lernte, die Bibel wissenschaftlich zu analysieren. Dabei dringt man durch den vorliegenden Text zur ursprünglicher Quelle vor, die ihm zugrunde liegt. Ein Beispiel: Der christliche Glaube basiert auf Visionen. Die Schülerinnen und Schüler sahen ihren Meister nach seinem Tod wieder lebendig vor sich. Damit begann der christliche Glaube. Das ist das Ergebnis der historisch-kritischen Forschung zum Ursprung des Christentums.

- Zum andern half mir das von Rudolf Bultmann 1941 lancierte *Programm der Entmythologisierung*, die Bibel zeitgemäss zu verstehen. In der aufgeklärten Atmosphäre der Universität leuchtete Bultmanns Programm ein, nicht aber draussen in den Kirchgemeinden. Dort liessen sich fromme Gemeindeglieder ihren traditionellen Glauben nicht nehmen und machten Pfarrern, die in diese Richtung wirkten, das Leben oft zur Hölle.

Universität und Kirche waren nicht vernetzt. Die Professoren waren fortschrittlich, der Wissenschaft verpflichtet. Einem von ihnen rutschte einmal der Satz heraus: „Wenn die Kirchenleitung wüsste, was wir hier tun, würde sie uns augenblicklich den Geldhahn zudreihen.“ Dass die Theorie an der Universität und die Praxis in den Kirchgemeinden zwei verschiedene Paar Stiefel waren, erfuhren wir Studenten aber erst als Pfarrer im Amt. Mit dem Schritt in die Praxis wurden wir ins kalte Wasser geworfen und mussten selber zusehen, wie wir mit dem religiösen Umbruch unseres Zeitalters zurechtkamen. Schuld am Malaise war weder die Universität noch die Kirche, sondern das allgemeine Nichtwissen unserer Zeit: Niemand versteht, was im Grunde abläuft!

1964 schloss ich das Studium mit dem Staatsexamen ab und wurde als VDM (Verbi Divini Minister) ordiniert. Nach meiner Installation als Pfarrer folgte ich dem Brauch, dass junge Zürcher Pfarrer ihre Hörnchen in Bergkantonen, etwa im Glarner- oder Bündnerland, abstossen. Ich liess mich von der Kirchgemeinde auf dem Kerenzerberg über dem Walensee wählen. Hier gab es kaum Pietisten und Biblizisten, die noch an das erlösende Blut Jesu und an dessen leibliche Auferstehung glaubten. Das gefiel mir. Dieser Gemeinde wollte ich einen zeitgemässen, entmythologisierten Glauben vermitteln.

Ich versuchte voll Eifer, das im Studium Gelernte weiterzugeben. Doch ich sah bald, dass kaum intellektuelles Interesse dafür da war. Was Bergbauern hätten brauchen können, wäre eine psychologisch fundierte Lebenshilfe gewesen. Doch meine Ausbildung dafür war mehr als dürftig. Das Wort „Psychologie“ war an der theologischen Fakultät tabu.

Was ich für meine Kirchgemeinde tun konnte, waren vor allem praktische Dinge: Meine Frau und ich gründeten einen Kindergarten und eine Hilfsschule, und ich übernahm zahlreiche Ämter, etwa das eines Aktuars der Kirch- und Schulgemeinde, des Waisen-Amts und des Langlauf-Clubs. Zudem übernahm ich das Präsidium des Krankenpflege-Vereins, der Pro Senectute und der Flüchtlingshilfe im Kanton Glarus. Ich stürzte mich in äussere Aktivitäten und wurde ein „Hans-Dampf-in-allen-Gassen“. Erst als der Glarner Turnverband mich fragte, ob ich sein Präsident werden möchte, gingen mir die Augen auf, dass mir meine Extraversion zum Verhängnis zu werden drohte. Die „Werkerei“ zersplitterte mich. Ich verlor an Tiefgang. Dank dem numinosen Traum spürte ich die Gefahr, ging in mich und hielt Ausschau nach einer Aufgabe, die mir mehr entsprach.

Da wurde das Amt des Spitalseelsorgers frei. Ich meldete mich und wurde gewählt. Die Arbeit im Krankenhaus war ein Zwei-Tage-Pensum, eine Ergänzung zur Gemeindegemeindearbeit, die als Vier-Tage-Pensum eingestuft war. Zusammen ergaben beide Ämter die Sechstage-Woche des Pfarrers. Sechs Tage mussten es sein, weil Gott zur Erschaffung der Welt sechs, nicht fünf Tage gebraucht hatte. Zudem war uns im Studium ganz „weltlich“ eingeschärft worden: „Ein Geistesarbeiter kann sich keine Fünf-Tage-Woche leisten!“

Krankenhausseelsorger

Bei Versammlungen von Spitalpfarrern war ich mit meinen jugendlichen Dreissig eine Ausnahme. Die allermeisten meiner Kollegen waren längst ergraut. Über sie kursierte der üble Spruch: „Spitalpfarrer wiirsch eerst nach em eerschte Schlegli (Schlaganfall)...“ Zudem war meine Ausbildung für diese Aufgabe völlig ungenügend. Im Studium waren wir gelehrt worden, das Ziel der Seelsorge sei die *Verkündigung des Wortes*. Bei Krankenbesuchen musste der Seelsorger einen Bibelvers finden, der Trost spendete. Er trug daher stets eine kleine Taschenbibel bei sich, aus der er am Schluss vorlas.

Dass ich mich trotz allen Bedenken für dieses Amt meldete, war ein irrationaler Entscheid. Aber ich hatte ein gutes Gefühl dabei; denn etwas in mir raunte mir zu, diese Arbeit werde mich weiterbringen. Dass ich diese Stimme beachtete, war mein Glück; denn das neue Amt brachte mich tatsächlich weiter, und zwar in dreifacher Hinsicht:

1. Zur Vorbereitung durfte ich 1970 in Bethel bei Bielefeld einen 12-Wochen-Kurs für Krankenhausseelsorger besuchen, wo wir Teilnehmer von Chefarzten, Psychiatern und Psychotherapeuten kompetent in die Arbeit eines Klinikpastors eingeführt wurden. Im Verlauf der drei Monate spürte ich, dass ich hier in meinem Element war. Gleichzeitig wurde mir aber auch bewusst, dass ich die psychologische Ausbildung gehörig vertiefen musste.
2. Durch die enge Beziehung zu meinem katholischen Kollegen am Spital begann ich, mich in der ökumenischen Bewegung zu engagieren. Im Zweiten Vatikanischen Konzil,

das wir im Studium intensiv verfolgt hatten, hatte Papst Johannes XXIII. die Türen und Fenster seiner Kirche geöffnet und frische Luft herein gelassen. Insbesondere hatte es mir sein Satz bei der Eröffnung des Konzils angetan: „Hier steh ich, und ich kann auch anders!“ Damit hatte er einen historischen Weitblick sondergleichen gezeigt: Er hatte das Bekenntnis des Reformators Martin Luther in Augsburg überboten! Er wurde für mich eine positive Projektionsfigur, das Ideal eines religiösen Führers. Obwohl ich Protestant war, hätte ich mir vorstellen können, unter seiner Ägide zu arbeiten!

Sein charismatisches „Aggiornamento“ inspirierte auch die Zusammenarbeit mit meinem katholischen Kollegen im Spital. Wir waren uns auf Anhieb sympathisch und gestalteten unsere Aufgabe ökumenisch: Wir besuchten die Patienten ohne Unterschied der Konfession und waren alle Tage präsent, er dienstags, donnerstags und samstags, ich montags, mittwochs und freitags, und sonntags feierten wir den Gottesdienst gemeinsam. Patienten und Personal begrüßten das sehr. „Endlich“, hiess es, „es gibt ja nur *einen* Herrgott...“ Der Zusammenschluss beider Kirchen war ein weit verbreiteter Wunsch. Als ich an Ostern 1971 in Näfels im katholischen Hauptgottesdienst die Predigt hielt und bei der Verteilung der Hostie half, vernahm ich nur Zustimmung.

Dank dem ökumenischen Engagement erhielt ich Zugang zur *reichen Symbolik* des christlichen Glaubens, die im rationalen, der Moderne zugewandten Protestantismus verkümmert war; Bultmanns Programm der Entmythologisierung ersetzte die alte Symbolik durch rationale philosophische Begriffe, was zu einer Verkopfung des Glaubens führte.

3. Durch das ökumenische Engagement begegnete ich auch der *Zen-Meditation*, die damals in der katholischen Kirche Fuss fasste. In kirchlichen Zen-Kursen war ich jeweils der einzige Reformierte. Mit der Zeit erteilten mein Kollege und ich im Krankenhaus Meditationskurse. Die Initiative dazu ging vom Chefarzt aus, zu dem wir einen guten Kontakt hatten. Er bat uns, solche Kurse anzubieten. Seiner Bitte kamen wir gerne nach. Aus diesen Kursen entstand eine ökumenische Meditationsgruppe im Kanton Glarus.

Um die Meditation lehren zu können, mussten wir zuerst selber meditieren lernen. Wir pilgerten zu einem Meister. Die 12 Nachmittage bei ihm waren eine echte Bereicherung. Schon beim zweiten Besuch erschien mir beim Meditieren eine feuerrote Sonne, die ins Meer eintauchte. Später, in der Ausbildung am Jung-Institut, lernte ich, *ich selber* sei die untergehende Sonne. Mein rationales Bewusstsein, die Sonne, hatte den Zenith überschritten und begann den Abstieg in die zweite Lebenshälfte, wo das Ich in die tiefer gelegenen Schichten der Psyche eintaucht, ins Meer des Unbewussten.

Mit diesem eindrücklichen, nachhaltig wirkenden Bild begann ein Prozess, den die Jungsche Psychologie, in Anlehnung an die ägyptische Mythologie, als *Nachtmeerfahrt* bezeichnet. Es war mein *Individuationsprozess*.

Tiefenpsychologie

Das Bild der Abendsonne brachte mich wieder einen Schritt weiter. Nun absolvierte ich im Jung-Institut Zürich die Ausbildung zum Analytischen Psychologen. In der ersten Hälfte stand meine eigene Psychoanalyse im Vordergrund. Bald kam der entscheidende Traum: „Ich stehe im Talar in meinem Garten andächtig vor reifen Himbeeren; brennende Kerzen vertiefen die feierliche Atmosphäre.“

Ein denkwürdiger Traum! Er machte mir ein zentrales Problem schlagartig bewusst: Im Traum war ich kein reformierter „Diener des Wortes“, sondern ein heidnischer Priester! Er war das Ziel meiner inneren Entwicklung. Doch: Die Kirche duldet keine Götzendiener; die Heilige Schrift befiehlt ihre Ausrottung...

Ein Dilemma. Ich entschied mich, auf die Stimme meines Innern zu hören und diesem vor dem Kollektiv-Glauben den Vorzug zu geben. Ich fand, ich könne mir das leisten, da ich in einer aufgeklärten Zeit lebe, in der Ungläubige nicht mehr verbrannt werden - und zudem

sei meine Kirche ja liberal eingestellt und aufgeschlossen. Ich machte weiter in der Hoffnung, den verkopften Pfarrer zu einem echten Priester weiterentwickeln zu können.

Im Jung-Institut begegnete ich *Willy Obrist*. Er hielt 1976 Vorlesungen über die *Mutation des Bewusstseins*. Dabei ging mir auf, dass sich unsere Kultur in einer epochalen Transformation befindet. Zurzeit findet eine Mutation des Bewusstseins statt, was geistesgeschichtlich einen tiefen Eingriff in die Geistesgeschichte bzw. die Bewusstseinsentwicklung (BE) bedeutet. In der Schweiz. Ärztezeitung vom 31. 10. 1990 wird Obrist von seinem Luzerner Kollegen und Freund Gino Gschwend als *Darwin der BE* bezeichnet: „Ihm gelang für die Evolution des Bewusstseins das, was Charles Darwin für die Bioevolution gelungen ist: der methodisch einwandfreie Nachweis, dass eine solche sich ereignet hat.“ Die BE umfasst die ganze Geistesgeschichte; die Mutation des Bewusstseins entspricht dem, was man heute als Mentalitäts- oder Kulturwandel bezeichnet. Das war es also! Obrists Entdeckung überwindet das gegenwärtige, vom Positivismus geprägte Zeitalter und eröffnet eine neue, integrale Epoche der Geistesgeschichte (Willy Obrist: „Die Mutation des Bewusstseins“, Lang-Verlag 1980, jetzt: www.opus-magnum.de).

Im Jung-Institut lernte ich, die jenseitigen Mächten der Alten als an den Himmel projizierte, personifizierte Kräfte der unbewussten Psyche zu verstehen. Mit dieser epochalen Entdeckung verschwindet das traditionelle, ausserhalb des Menschen und der Welt angesiedelte Jenseits. Nun wird die Transzendenz zur Domäne der Tiefenpsychologie, welche die traditionelle Theologie und Philosophie ersetzt. Mit Ludwig Feuerbach (1804-1872) wird das Jenseits ins Diesseits zurückgeholt, aber nicht philosophisch-intuitiv wie bei diesem, sondern naturwissenschaftlich fundiert. Das Jenseits liegt nun endlich dort, wo es schon immer war: im unbewussten Bereich der menschlichen Psyche.

Die geistige Neuorientierung ruft auch einer Neugründung der Ethik. Deren Basis ist nicht mehr der Dekalog, den Jahwe seinem Knecht Mose auf dem Sinai übergab, sondern die im Genom vererbte „Urgrammatik des menschlichen Verhaltens“ (*Irenäus Eibl-Eibesfeldt*). Die künftige Ethik wird nicht mehr von Gottesgelehrten aus Mythen heiliger Schriften abgeleitet, sondern von der Humanwissenschaft im interdisziplinären Dialog erarbeitet, von Biologen, Verhaltensforschern, Religionsgeschichtlern, Tiefenpsychologen, Juristen, Historikern, Politikern etc.. Die Ethik der Zukunft entsteht durch die Kultivierung der natürlichen Ethik, durch die Zivilisierung der sozialen Instinkte der Primaten im Verlauf der BE.

Die Entdeckungen der Tiefenpsychologie machten mir klar, dass die Religionen im Spätherbst ihres Lebens stehen, in der Phase: „Stirb!“ Hie und da sind aber Knospen zu sehen, die einen kommenden Frühling anzeigen; es sind die unscheinbaren Anfänge der individuellen, natürlichen Spiritualität des kommenden integralen Zeitalters.

1980 schloss ich die Ausbildung am Jung-Institut ab. Aus meiner Diplom-Arbeit entstand das erste meiner 7 Bücher. Es sollte heissen: „Der Apostel auf der Couch - die Bekehrung des Paulus.“ Der Titel war dem Walter-Verlag nicht seriös genug; ich schrieb ihn um in: „Die Krise des Tüchtigen.“

Aus der Diplomarbeit ein Buch zu machen, war nicht meine Absicht gewesen; es entstand zufällig: Als ein Lektor des Walter Verlags in der Bibliothek des Jung-Instituts die Diplom-Arbeiten im Hinblick auf ihre Veröffentlichung durchsuchte, stiess er auf meine Arbeit und fand Gefallen daran. Er fragte mich, ob ich bereit sei, sie zu veröffentlichen. Ich war erstaut; denn ich ging in meiner praktischen Arbeit auf und wäre nie auf die Idee gekommen, ein Buch zu veröffentlichen. Ich hatte ja nichts Neues zu verkünden, sondern war nur ein Herold von Obrists Entdeckung. Aber ich sagte zu.

Zum Bücher-Schreiben kam ich also fast wie die Jungfrau zum Kind. Aber mit der Zeit fand ich Gefallen daran und produzierte weiter, während die biblische Jungfrau bei ihrem einzigen Kind blieb. Dass sie nur *ein* Kind hatte, hängt mit dem konkretistischen Missverständnis des Mythos zusammen. Zeitgemäss verstanden, ist das Dogma von der jungfräulichen Zeugung ein Symbol für die offene Haltung des Ichs gegenüber dem schöpferischen Unbewussten. Bei dieser Deutung des Mythos empfangen kreative Menschen mehr als nur ein einziges Kind; die jungfräuliche Einstellung verheisst eine reiche Produktivität.

Uster und Kloster Kappel

1978 zog ich in die Stadt Uster bei Zürich, weil die katholische Kirchenleitung im Glarnerland den Aufbau einer mir zugedachten ökumenischen Stelle für Lebensberatung zu behindern begann. Ich suchte einen Ersatz. In Uster schuf die Kirchgemeinde gerade ein *Pfarramt für Lebensberatung*. Ich bewarb mich, erhielt es und amtierte nun zu je 50% als Allround-Pfarrer und als Psychotherapeut. Ich therapierte, predigte, erteilte Religions- und Konfirmanden-Unterricht, leitete die Erwachsenen-Bildung und die Sonntagsschule (mit 200 Kindern und 20 Helfern), bildete den Besuchsdienst weiter, taufte, traute, bestattete, besuchte Kranke und gründete vier Meditationsgruppen, die sich unter meiner Leitung wöchentlich für anderthalb Stunden trafen. Die Vielfalt der Aufgaben sagte mir zu, und die Zusammenarbeit mit den andern fünf Pfarrern war höchst erfreulich.

Nach elf erfüllten Jahren in Uster wurde im „Kloster Kappel“, dem „Haus für Stille und Besinnung“ der Zürcher Landeskirche, die Stelle des Studienleiters frei. Dem Angebot konnte ich nicht widerstehen. Ich meldete mich und erhielt die Stelle. Ein Traum ging in Erfüllung: Ich konnte mich endlich voll auf die Meditation einlassen und mithelfen, dieses zarte Bäumchen auch in andern Kirchgemeinden zu pflanzen. Zusammen mit meiner Frau, die Schülerin eines Zen-Meisters wurde, bildete ich in einem dreijährigen Kurs 25 Gemeindepfarrer aus der ganzen Schweiz zu Meditationsgruppen-Leitern aus.

Meine Frau und ich gingen noch einen Schritt weiter: Wir erteilten jetzt mehrjährige Kurse zur Einführung in eine *geerdete Spiritualität*, in denen die grundlegenden Entdeckungen der Tiefenpsychologie integriert waren. Die Kurse waren im Trend der BE und kamen bei den meist progressiven Teilnehmenden sehr gut an, nicht aber beim neu gewählten, konservativ eingestellten Kirchenratspräsidenten. Nach seiner Ansicht betrieb ich nicht mehr Theologie, sondern Psychologie und buddhistische Meditation. Dem musste er Abhilfe schaffen. Er restrukturierte das „Kloster Kappel“. Meine Stelle wurde wegrationalisiert.

Die absolute innere Freiheit

Da wir vom Erfolg verwöhnt waren, war der unangemeldete Rausschmiss für meine Frau und mich ein Blitz aus heiterem Himmel. Wir hatten die Macht der Konservativen unterschätzt. Nun wachten wir auf und erkannten, dass wir in unserer Begeisterung für die BE und die Tiefenpsychologie die Kirche überfordert hatten. Wir hatten übersehen, dass eine Volkskirche den Kompromiss zwischen Progressiven und Konservativen suchen muss. Das „Kloster Kappel“, ein Aushängeschild der Zürcher Landeskirche, war deren Leitung zu progressiv geworden. Meine Frau und ich kamen sich vor wie seinerzeit Echnaton, der ägyptische Pharao, der sein im Polytheismus verwurzeltes Volk vom Monotheismus überzeugen wollte: Auch er wurde von Konservativen gestürzt...

Die neue Situation stellte meine Frau und mich vor die Frage, ob wir weiterhin Mitglieder der Kirche bleiben oder aus ihr austreten sollten. Wir entschieden uns für den Austritt. Das war der letzte Schritt auf dem Weg in die absolute innere Freiheit. Nun konnten wir den Kurs: „Geerdete Spiritualität“ ohne jede Einengung erteilen. Die Beziehung zum eigenen Inneren war uns wichtiger geworden als die Zugehörigkeit zu einem religiösen Kollektiv.

Den Schritt in die Freiheit haben wir nie bereut. Wir konnten auch in dieser aufregenden Zeit immer gut schlafen, ohne jegliche Narkotika. Innerlich war stimmig, was wir taten.

Nun ist es Zeit für ein Fazit zu meinem langen Schlangenweg.

Quintessenz

Bewusstes Leben ist wie eine Sternschnuppe am Nachthimmel. Es ist ein Produkt der Evolution. Auf unserem Planeten, der die Entstehung von Leben ermöglichte, leuchtet es, evolutionsgeschichtlich gesehen, erst seit kurzem auf. Seit dem Auftreten von Homo sapiens beginnt die Evolution, sich im menschlichen Bewusstsein zu spiegeln. Das Spiegelbild vermag das wirkliche Sein niemals adäquat wiederzugeben. Aber der Versuch findet statt, und die Wissenschaft wird nicht müde werden, das Spiegelbild der Realität anzunähern. Dabei findet der Mensch Anschluss an etwas, das grösser ist als er; er erhält das Gefühl der Zugehörigkeit zu etwas Umfassendem, letztlich Numinosem.

Wie die Pränatale Psychologie zeigt, beruht dieses Gefühl auf der Erfahrung des Embryos im Mutterleib und des Säuglings an der Mutterbrust. Es gründet letztlich im Kontakt des Ichs mit dem Selbst, des Menschen mit dem schöpferischen Urgrund. Erich Neumann nennt diese Verbindung die Ich-Selbst-Achse. Sie ermöglicht uns, Zuschauer und Mitspieler im Welttheater der Evolution zu sein, ob in einer Haupt- oder Nebenrolle, ist egal. Hauptsache ist, dabei zu sein.

Im Rückblick sehe ich, dass ich vom Selbst an langer Leine durchs Leben geführt wurde. Es hat sich gelohnt, auf die Winke aus meinem Innern zu achten: auf den Licht-Traum bei der Berufswahl, auf das Bild der untergehenden Sonne, auf den Traum vom naturverbundenen Priester. Sie alle brachten mich wieder einen Schritt weiter auf meinem inneren Weg, der mich in die BE einbettete.

In der Einleitung versprach ich, das Ganze auf den Punkt zu bringen. Der Punkt lautet: „Die Quintessenz meines Lebens ist das Gefühl, eingebettet zu sein in den grossen Strom der BE. Auch wenn ich nur ein Tropfen des Stromes bin: Ich gehöre dazu.“